Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 25 (1941)
Heft: 2-3

Artikel: "Lob der deutschen Sprache"
Autor: E.Br.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419850

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

So gibt es ein Gerinnen und ein Entrinnen, ein Gewöhnen und ein Entwöhnen. Ein „Gerümpeln" gibt es freilich nicht; es ist aber nicht einzusehen, weshalb ein Schweizer das Wegräumen von Rumpelzeug nicht auch schweizerdeutsch „entrümpeln" nennen könnte. Ähnliche Bildungen sind „Gewässer" und „entwässern".

Und was kann man gegen „Schutzraum" einwenden, außer daß es eben — deutsch ist? Etwa daß schließlich jeder geschlossene Raum, der vor Wind und Wetter schützt, ein Schutzraum sei? Man stelle sich doch nicht unnötigerweise naiv!

Gegen „Luftschutz" hat der sprachliche Berater des „Beobachters" gewettert. Das ist richtig: das Wort ist etwas gewaltsam gebildet. Man kann zwar im Deutschen durch die Zusammensetzung alle möglichen Beziehungen ausdrücken, aber was hat der Schutz mit der Luft zu tun? Zahlreich sind die Zusammensetzungen, in denen das erste, das Bestimmungswort den Gegenstand bezeichnet, für den das zweite Glied, das Grundwort, bestimmt ist: Weinglas, Heugabel, Hutschachtel. Noch näher liegen unserm Fall jene Beispiele, wo das Bestimmungswort den Gegenstand bezeichnet, gegen das zweite Glied gebraucht wird: Regenschirm, Hagelversicherung. Beim Luftschutz handelt es sich aber nicht um Schutz gegen die Luft selbst, aber gegen Gefahren aus der Luft, und da der Luftkrieg (gegen dieses Wort läßt sich gar nichts einwenden) etwas Neues und sehr Auffallendes ist, hat man statt „Luftgefahrschutz", was richtiger wäre, einfach Luftschutz sagen zu dürfen geglaubt. „Fliegerschutz", wie der „Beobachter" vorschlägt, wäre in der Tat besser, aber daß nun „Luftschutz" ein Beispiel des Niedergangs unserer Kultur sei, ist eine Übertreibung, wie sie der sprachliche „Beobachter" liebt. Und glaubt Herr Prof. Muschg wirklich, daß die Hausbesitzer ihr Geld für den Bau von Luftschutzkellern lieber ausgegeben hätten, wenn das Ding einen andern, schweizerischeren Namen bekommen hätte? Und was für einen würde er vorschlagen? Und was hat es geschadet, daß „unsere Soldaten eine Zeitlang recht ausgiebig als Wehrmänner tituliert" wurden? („Kauderwelsch" nennt er solche Wörter — wo steckt mehr Welsch?) Ist es ein Beweis von Vertrauen in unsere Soldaten, wenn man ihnen zutraut, mit solchen Wörtern könnte ihr Wehrwille (oder darf man etwa das auch nicht sagen?) geschwächt werden?

Neuwörter sind auch „Einsatzbereitschaft" und „Lebensraum", und es gibt Schweizer, auf die sie wirken wie das rote Tuch auf jenes nützliche, wenn auch nicht immer gemütliche Haustier und die sie höchstens in Gänsefüßchen genießen können. Wir haben beide in unerfreulichem Zusammenhang kennen gelernt: das eine, als am Schwarzen Brett der Berliner Hochschule „einsatzbereite Studenten" für die Schweiz gesucht wurden, und das andere im Zusammenhang mit den Ursachen des heutigen Krieges. Da die Wörter aber richtig gebildet und offenbar nützlich sind, werden sie auch bei uns schon ganz harmlos, ohne politische Hintergedanken verwendet. Im August 1939, also kurz vor Kriegsausbruch, fand in Zürich auf Veranstaltung der freisinnigen Partei im Kongreßhaus eine große vaterländische Kundgebung statt, die an den Bundesrat einen Drahtgruß sandte mit der Versicherung unserer „Einsatzbereitschaft". Die Stiftung „Pro Avers" verkaufte an der Landesausstellung eine Schrift, in der ganz harmlos vom „Lebensraum" der Averser die Rede war, und eine politisch ganz harmlose Kindergärtnerin vom Zürichsee, die ihre Zöglinge einfache Tierzeichnungen machen läßt, deutet durch einige Striche z. B. bei den Fischen das Wasser, bei den Hühnern den Erdboden an und nennt das deren „Läbesruum".

In acht nehmen muß man sich vor gewissen Worten; es ist aber lächerlich, sich schon vor bloßen Wörtern zu fürchten.

„Lob der deutschen Sprache."

Am 7. März lud der Atlantis-Verlag zu Zürich zu seinem zweiten Autorenabend, der unter dem verheißungsvollen Leitwort „Lob der deutschen Sprache" stand. Die Einführung gab der Verlagsleiter Hürlimann, indem er den Atlantis-Verlag wegen seiner doppelten Niederlassung in Zürich und Berlin als besonders berufen erklärte für die Behandlung eines Themas, welches sofort das Verhältnis zum Reich aufwerfe. Die gemeinsame Sprache löse zwar nicht die politischen Sorgen zwischen der deutschen Schweiz und Deutschland, aber sie helfe zur Verständigung und rufe das jahrhundertealte fruchtbare Verhältnis gegenseitigen Nehmens und Gebens zwischen beiden zurück. Auf jeden Fall stehe die deutsche Sprache in der Schweiz in überlieferungstreuer Pflege. — Hierauf begann Traugott Vogel mit allgemeinen Überlegungen über das Wesen der Sprache und ihre Rolle beim Aufbau des Menschentums den Reigen der Vortragenden. Er legte gleich das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache in dem Sinne fest, wie es in diesen Blättern aufgefaßt wird. Von jeher war die alemannische Sonderart nicht ein Hindernis, sondern eine Befördernis, wenn wir uns in der Schriftsprache als in unserem mütterlichen Lebensraum einrichten wollen. Unsere Rolle ist gerade, durch diese Sonderart zur Lebendighaltung des Hochdeutschen beizutragen.

Georg Thürer, der in vollsaftiger Glarner Mundart fortfuhr, nahm dies Stichwort verständnisvoll auf und forderte saubere Mundart und saubere Schriftsprache, jedes an seinem Ort. Erfreulich war auch seine Abgrenzung gegen die anspruchslose Meinung, mit der Mundart an sich seien schon alle denkbaren Geisteswerte des Inhalts gewährleistet. Das Schweizerdeutsch ist keine Versicherung gegen Kitsch. Die erste Einfachheit ist uns verloren, aber wir können die zweite, durch das Fegfeuer des Verstandes hindurchgegangene, finden. Die Mundart soll weder pathetisch, noch aber auch kindisch oder unflätig sein.

Albin Zollinger, der folgte, betonte, wie das von dem stark und fruchtbar, zuweilen auch allzu eigenwilligen Sprachkünstler nicht anders zu erwarten, lebhaft das Ringende, das lebendige Kräftespiel der deutschen Sprache. Sie muß immer neu geschaffen werden, sie ist gefährdet und gefährdend, sie fordert Gehorsam und Wagemut, sie zu bestehen oder Hals und Beine zu brechen. Einfach und simpel ist nicht dasselbe; auch das Skurrile und Beziehungsreiche ist natürlich. Die großen Sprachkönner sind meistens linkischer als die kleinen Zauberkünstler der Sprache. Die deutsche Sprache ist ein gutes Werkzeug für das Eigenwillige und Mannigfaltige. Sie ist weltoffen und doch voll Dämmerung des romantischen Grundes, blau überstrahlt von Gedankenhöhen. Die deutsche Sprache schließt auch, doppelt für uns Schweizer, die Forderung ein, das Auge auf die weiten Durchblicke des Menschheitlichen zu behalten, aus dessen Bezirken wir uns unwandelbar erfrischen. So ist unser Beitrag zur gemeindeutschen Sprache ein eigener und ein durchaus freiwilliger. Sprache herrsche und nicht Gewalt!

Erwin Jäckle, der für den erkrankten Max Rychner eingesprungen war, knüpfte seinen Beitrag über das Allumfassende der deutschen Sprache an diesen Gedanken des Ringens an, wandte ihn aber geschichtlich. Er zeigte die großen Sprachmeister und Sprachdenker an der Arbeit: Luther, Paracelsus, Hölderlin, Goethe, Humboldt, in ihrem Bemühen, die Dinge mit dem erworbenen Sprachwerkzeug einzukreisen. Damit ist ein Reich der Menschwerdung gewonnen, ein Reich der Geborgenheit im Wort inmitten des Unsagbaren. Doch alles bleibt in der deutschen Sprache im

Fluß, in Wort, Antwort und Verantwortung, in Gabe und Aufgabe, in Verpflichtung ohne endgültige Erfüllung.

Fritz Ernst zeigte am Beispiel J. J. Bodmers, dessen Gedächtnis nicht sehr lebendig ist, wie gerade das Leben an der Sprachgrenze der muttersprachlichen Selbstbesinnung höchst förderlich sein könne. Bodmers Verdienst ist nicht eigenes Dichter- und Denkertum. Er wurde in einen literarisch leeren Raum hineingeboren; er füllte ihn aus durch Liebe zur Muttersprache. Er nahm den Kampf gegen die tiefe Erschlaffung des deutschen Sprachgeistes, gegen die lähmende Übermacht des französischen Sprachgeistes auf. Von einer kurzen Jugendreise ins romanische Ausland brachte er einige klassische Bücher zurück, deren Werte einzudeutschen er dann sich ganz einsetzte. Der zweite Beweggrund für seine literarische Tätigkeit war verletzter Nationalstolz: er wollte den Ruf des Böotiers, in dem der Schweizer stand, widerlegen. Bodmer stieg zu den Wurzeln hinab, er schloß die Schätze der mittelhochdeutschen Dichtung wieder auf. Durch seine Bemühungen um Minnesinger und Nibelungenlied, durch Aufstellung eines Arbeitsplans zu deren Erschließung wurde er der Ahnherr der Germanistik. Für sich selbst hatte er erst im hohen Alter eine Meisterschaft in der deutschen Sprache erworben, die ihn in seiner Selbstbiographie zu großem Stil befähigte. — Emil Staiger führte einen zweiten Schweizer Sprachmeister auf, der sich um die deutsche Sprache unsterbliche Verdienste erworben hat: Gottfried Keller. In seiner Jugend war dieser ein leidenschaftlicher Verehrer der deutschen Romantik und ihrer blühenden Sprache; aber die Herbe, welche mit den Jahren mehr und mehr aus seinem Leben über ihn kam, ließ ihn alle Spuren der Nachahmung dieser Sprache aus seinen Gedichten tilgen. Er wandte sich immer mehr Goethe zu. Aber wenn dessen Einfluß auch in Kellers Sprache unverkennbar ist, so ahmte derselbe auch Goethe nicht einfach nach, sondern wurde ein Eigener und Großer im Raum der deutschen Sprache, der Klarheit und Bildhaftigkeit, Geistigkeit und Sinnlichkeit in elementarer Weise vereinigte.

Der schöne Abend war in dieser aufgeregten und unsachlichen Zeit ungemein wohltuend. Er bewies, daß wir uns mit Würde überall, wo es nötig ist, abzugrenzen vermögen und doch dabei alles unterlassen können, was von uns aus den Graben, der sich stellenweise aufgetan hat, verbreitern würde. Denn daran haben wir Schweizer gerade in kultureller Hinsicht nicht das geringste Interesse. Ja, wir können diese Werte rein von uns aus als unsere Sache derart pflegen, daß am Tage, wo wieder interesseloses Wohlwollen auf allen Seiten herrscht, ein Schatz angesammelt ist, aus dem dann von allen Seiten geschöpft werden kann. — Der vollbesetzte Saal dankte herzlich. E. Br.

Büchertisch.

Die Schweizer Dichter G. Keller, K. F. Meyer, Hch. Leuthold als Zeugen für Deutschland. Zweite Auflage. Kommissionsverlag Buchdruckerei Fr. Dürig, Ostermundigen. 1940. — 32 Seiten, Preis 60 Rp.

Der (nicht auf dem Titelblatt genannte) Herausgeber, Arnold Knellwolf, hatte schon vor und dann wieder in dem Weltkrieg den Gegenstand behandelt und kommt jetzt zum drittenmal, uns zu zeigen, wie so ganz anders im neunzehnten Jahrhundert über Deutschland, die Deutschen und ihr Wesen zu uns geredet worden ist als in unsern Tagen. Die Wortführer der landläufigen öffentlichen Meinung werden dagegen sagen, die Zeiten seien seither anders geworden und Deutschland zeige ein anderes Antlitz als vor fünfzig Jahren. Das ist gewiß richtig. Aber es kann nichts schaden, wenn uns eine Zusammenstellung der wichtigsten Äußerungen unserer Klassiker über die schmerzliche Angelegenheit „die Schweizer und das Mutterland ihres Geisteslebens" vorgelegt wird. Es ist doch darin vieles enthalten, was zu denken gibt. Der Verfasser spricht eine Sprache, die vielen allzu leidenschaftlich sein wird und des rechten Ebenmaßes entbehrt; aber er hat es mit einer Gegnerschaft zu tun, die auch nicht fein drein fährt. Es ist halt Kriegszeit. E. Bl.

Briefkasten.

E. S., Z. Sie fragen, ob „LMG-Schütze" heiße: „Leichter Maschinengewehrschütze" oder „Leichtes Maschinengewehrschütze". Sie haben recht: das erste ist nicht möglich, weil dieser „leichte" Schütze unter Umständen 100 kg wiegen kann, und das andere geht auch nicht, weil Schütze ein männliches Wort ist; leicht ist das Gewehr und nicht der Schütze. „Schütze am leichten Maschinengewehr" wäre richtig, aber für den militärischen Gebrauch zu umständlich. Es heißt weder das eine, noch das andere, sondern „Ellemmgehschütze". Wenn irgendwo, so ist die Aküsprache im Militär erlaubt; denn da eilt es oft ungeheuer, und man hat keine Zeit, so lange Wörter auszusprechen oder gar auszuschreiben. Zum Wesen der militärischen Sprache gehört Kürze, Knappheit. Es ist freilich schade, daß man für das leichte Maschinengewehr keinen kurzen, knappen Namen gefunden hat. Die sprachschöpferische Phantasie, die einst die kleinen Dampfboote des Zürichsees „Dampfschwalben" nannte und eine für Fuhrwerke gefährliche Straße „Wagenbreche" usw., scheint erloschen zu sein. Die Sprachschöpfung ist eingetrocknet zu einem öden Buchstabengestammel, wie es jetzt überall regiert. So ist „Ellemmgeh" nun einmal ein „Wort" geworden und muß leider als solches betrachtet und behandelt werden.

H. Bl., Z. „Die Verschiedenheit von alt und jung ist nicht unser Werk; sie liegt in einem höhern Gesetz, über welches wir keine Macht besitzen und dessem (!) Gesetzgeber wir auch keine Ratschläge zu erteilen haben". Dieses „dessem" könnte ja ein bloßer Druckfehler sein, aber Sie vermuten wohl mit Recht dahinter einen Sprachfehler, der zwar selten vorkommt, aber doch auch schon vorgekommen ist: den Versuch, den Wemfall, in dem „Gesetzgeber" steht, auch in der besitzanzeigenden Beifügung auszudrücken. Wenn wir „Gesetzgeber" (schöner wäre freilich: „Schöpfer") aus dem Nebensatz herausnehmen und einen neuen Hauptsatz bilden, so können wir sagen: „Sie (die Verschiedenheit) liegt in einem höhern Gesetz, über welches wir keine Macht haben; wir haben auch seinem Gesetzgeber keine Ratschläge zu erteilen". Die Endung -en des besitzanzeigenden Fürwortes „seinem" ist übergegangen auf die ähnlich lautende Endung des persönlichen Fürwortes „dessen". Als Zeichen für ein starkes „Wemfallgefühl" erfreulich, als Beweis sprachlicher Unsicherheit bedauerlich.

Allerlei.

Was liebt und treibt die Jugend Deutschlands? Aus dem Brief eines deutschen Gymnasiallehrers: „Im Schulbetrieb hat sich manches geändert; wir sind froh, daß unser altes Gymnasium erhalten geblieben ist. Besondere Freude habe ich immer am Deutschunterricht in den obern Klassen. In der einen lese ich gerade Kellers Hadlaub, in der andern das Fähnlein der sieben Aufrechten — zu allgemeiner Freude. (Zurzeit läuft hier der Film: Kleider machen Leute.) Als ich kürzlich in der Prima ein Gedicht nach Wahl auswendig lernen ließ, wählte sich ein Drittel C. F. Meyers „Firnelicht", die andern verteilten sich auf Mörike und Storm. Das wird dich freuen — auch daß Wilhelm Raabes dreißigster Todestag gegenwärtig überall würdig gefeiert wird."

Isqui.

Und da leugnet man noch die deutsche Kulturgemeinschaft: Eine Zimmervermieterin erzählt ihrem Mieter entrüstet, gestern abend hätten die Deutschen im Radio wieder lauter schweizerische Soldatenlieder gebracht, z. B. „Mues i denn, mues i denn zum Städtele naus", „Soldaten, Kameraden", „Soldatenleben, ei das heißt lustig sein". (Nebelspalter)

Von der Soldatenseite des „Nebelspalters":

„Füsilier Meier, was syt ir vo Bruef?"

„Bakteriologe, Korporal!"

„Ach, tumms Züüg, chömed doch nid immer mit dene Fremdwörtere; säget doch: Bäckergsell, das isch ja kei Schand".